

*Delaram Habibi-Kohlen*

## **Nach mir die Sintflut – von den Konflikten mit dem Klimawandel**

Ständig ist der Klimawandel in den Schlagzeilen, gar eine Themen-Woche zum erschöpften und ausgebrannten Planeten gibt es diese Woche im ZDF. Aber wie sieht es aus in unseren Köpfen? Und wo bleibt die politische Konsequenz? Der nächste Weltklimagipfel Ende diesen Monats in Südafrika wird schon prognostiziert als Flop. Während die einen für sofortige politische Maßnahmen plädieren, winken die anderen ab und erklären die Medienpräsenz des Themas für hysterisch. Der Klimawandel vermag wie kaum ein anderes Thema Spaltungsprozesse in einer Gruppe in Gang zu setzen.

Seit einiger Zeit bin ich interessiert am Thema Klimawandel und meine, wir als Psychoanalytiker hätten hier eine Menge zur Diskussion beizutragen. Die britische weekend-conference in London „Engaging with climate change: Psychoanalytical perspectives“ (Lothar Bayer und Jeremy Gaines haben hierzu einen hervorragenden Tagungsbericht geschrieben, *Psyche* 5/2011) war so spannend und inhaltsreich, daß sie mir geholfen hat, die Energie aufzubringen für ein kleines Projekt, von dem ich Ihnen heute erzählen will, nämlich der Durchführung von 13 Tiefeninterviews mit Psychologiestudenten zum Thema „Umgang mit dem Klimawandel“.

Interessiert hat mich daran der innere Umgang mit dem Klimawandel. Gemessen an der Aufmerksamkeit, die das Thema genießt, gibt es erstaunlich wenig, was sich faktisch tut – Klimagipfel erreichen keine Einigung, und auf der individuellen Ebene scheint es kein Thema zu sein, das die Menschen tatsächlich innerlich beschäftigt. Ich wollte wissen, wie man das schafft, sich das Thema vom Hals zu halten, während es zugleich ständig präsent ist. Darüber hinaus hat mich interessiert, ob sich verschiedene Typen des Umgangs auffinden lassen, die jeweils eine bestimmte Facette kennzeichnen.

Die Interviews waren nicht standardisiert und folgten dem inneren Prozess der Probanden mit dem Ziel, Raum zu geben für Unbewußtes, und Konflikte sagbar zu machen. Sie begannen mit einer sehr offenen Frage, die Assoziationen ermöglichen sollte: „Was fällt Ihnen ein zum Wort „Klimawandel“?“

Grundsätzlich geht es bei der Untersuchung nicht um die Auffindung bestimmter „Persönlichkeitstypen“, sondern um Umgangstypen, wobei ein und derselbe Mensch durchaus verschiedene Umgangstypen aufweisen kann. Interviewt wurden 13 Psychologie-Studenten, die zum Teil noch auf Diplom studierten und vor ihrer Diplomarbeit standen, zum anderen Teil sich im Bachelor-Studium befanden, ab dem 2. Semester. Altersmäßig differierte die Spanne vom 21. bis zum 44. Lebensjahr.

### **Gemeinsamkeiten der Interviews und zentrales Problem beim Umgang mit dem Klimawandel**

Gemeinsam war allen Interviews, dass ungefragt alle Probanden auf einen Über-Ich-Konflikt zu sprechen kamen: „Tue ich selbst genug“? Dabei zeigten sich sehr viele Verästelungen. Viele waren der Meinung, sie engagierten sich ausreichend, wobei dies jedoch gerechtfertigt wurde als das noch mögliche („mehr geht nicht“). Daraus ergab sich oft ein sekundärer Konflikt, dass andere ja noch weniger täten bzw. daß es ungerecht sei, selbst auf soviel zu verzichten, während der Nachbar sich alles herausnehme. Andere kamen in einen Nachfolgekonzflikt, dass Gutgemeinstes sich sekundär oft als schädlich erweist (Bio-Sprit, Waschnüsse-Monokulturen, Energiesparlampen, die

Quecksilber enthalten).

Grundsätzlich wurden bei den meisten Probanden die Zusammenhänge zwischen Klimawandel, dereguliertem Kapitalismus, Globalisierung sowie der von manchen benannten Beschleunigung in unserer Zeit expliziert und es wurde beklagt, dass diese Zusammenhänge derart komplex seien, dass man überhaupt nichts mehr überblicken könne und nicht wisse, *was das richtige sei*. Schnell erlebten sich viele Probanden als hilflos angesichts eines medialen Bombardements und „zuviel“ erlebter Information, die zudem nicht selbst überprüft werden könne, weil zu kompliziert, zuviel weiteres Wissen voraussetzend.

Viele Probanden kamen zum Interview mit der Idee, interviewt zu werden über ein begrenztes Thema mit dem Beigeschmack von Beliebigkeit. Sie entdeckten im Verlauf, wieviel das Thema mit ihnen selbst zu tun hat und waren häufig überrascht von dessen emotionaler Wucht. Dabei ging es nicht nur um die angesprochenen Über-Ich-Konflikte, sondern auch um Trauer über das menschliche So-Sein, schwer erträgliche Gefühle der Abhängigkeit und Hilflosigkeit, auch kaum aushaltbare Wut über „die großen Konzerne“ und – für viele überraschend – um abgewehrte Sehnsüchte nach einer heileren, einer überschaubareren und solidarischeren Welt, nach mehr eigenem politischen Tun jenseits einer auf passiven Konsum reduzierten Position, sowie nach Wissen, und nach Verbundenheit mit der Natur wie auch Angst vor ihr. Dabei wurde deutlich, mit welcher großer Scham es üblicherweise vermieden wird, mit anderen, z.B. Freunden oder Kollegen, über dieses Thema zu sprechen. Ein Proband äußerte, das sei so ähnlich, wie man auch nicht über seinen Gottesglauben oder Nicht-Glauben sprechen würde – man mache sich damit zu verletzlich.

**Klimawandel wurde damit für einige Probanden unvorhergesehen zu einem Feld, in dem es um die eigenen innersten Werte und deren Konflikthaftigkeit geht, auch um die Frage, was hat eigentlich einen Wert für uns?** Dabei wurden in ihnen Fragen angerührt, wie man auf der Erde zusammenleben sollte, wie wohl die Zukunft, wie die Balance zwischen reich und arm wohl aussehen wird, welches Verhältnis jeder einzelne zur Natur und zur Technologie hat, ob der Mensch sich selbst zerstört und warum eigentlich, ob das so schlimm wäre oder schlicht folgerichtig.

Als zentrales Problem stellte sich heraus, in einem unlösbaren Konflikt gefangen zu sein, nämlich niemals genug tun zu können, so dass es als ausreichend empfunden werden kann, nicht einmal zu wissen, ob es das richtige ist, sich eingeschränkt zu fühlen und keine positiven Auswirkungen sehen zu können und diese Spannung aushalten zu müssen.

Befragt zu den in den Medien häufig durchgespielten Klimawandelszenarien fiel oft der Satz „das will ich gar nicht wissen“ oder „das will ich mir gar nicht vorstellen“ ebenso wie „das hab ich mir noch nicht so bis zu Ende überlegt“, speziell beim Thema Wasserverknappung. Hier zeigte sich also ein Überlesen oder Überhören, auch teils aktives Umschalten. Eine Probandin sagte: „Ich weine da immer. Aber wenn ich das Fernsehen dann ausmache, ist das wieder weg. Ich denk einfach nicht mehr drüber nach.“

Michael Buchholz und Günter Reich nannten dies 1987 bei ihren Analysen zum Umgang mit Tschernobyl „sozialen Autismus“: „Hier wird die politische und soziale Realität nicht mehr besetzt... Gerade dadurch jedoch wird die Umwelt / Mutter 'getötet': nun tut man selbst, was man von ihr befürchtet hat... man handelt sich eine fiktive, mediale Realität ein: Bei unangenehmen Ereignissen, bei schwer Verarbeitbarem wird um- oder ausgeschaltet. Die Umgebung / Mutter scheint so beherrschbar... Dies bleibt nicht ohne Folge für die Wahrnehmungsorganisation und die Strukturbildung. Dominant werden zwanghafter Rückzug, emotionale Oberflächlichkeit, Mißtrauen

und innere Emigration.“ (Psyche, 7/1987, S. 627).

### **Unterschiede zwischen den Interviews**

Wie im medialen Diskurs lassen sich auch in den Interviews zwei Lager identifizieren, die der sog. „Klimaskeptiker“ wie auch derer, die glauben, dass es einen anthropogenen Klimawandel gibt. Innerhalb der letzteren Gruppe finden sich wiederum Unterschiede hinsichtlich der gespürten Gefahr eines Klimawandels. Die meisten begannen das Interview mit der Idee, es sei ja noch nicht so schlimm, ja, die Sommer werden heißer, die Winter kälter, die Stürme schlimmer, die Überschwemmungen...je mehr die Probanden nachdachten, desto häufiger gerieten sie in eine depressive Stimmung und sprachen von Resignation. Bilder tauchten auf von einer immer vermüllteren Erde, von plastiküberschwemmtem Meer, von Gift. Eine Probandin sagte nach längerem Schweigen „aus der Ferne betrachtet – ganz schön bescheuert, was wir so machen mit unserem Zuhause“. Es überwog der Pessimismus bei der Frage, wie es ausgehen könnte, teilweise gebrochen durch den Gedanken an die Bürgerbewegung in Ägypten und den „Wutbürger“ in Deutschland, die Hoffnung machen. Teilweise fürchten die Probanden, daß die Komplexität der Probleme nur noch durch eine Diktatur gelöst werden könne und es entstanden Orwellsche Bilder („Weltregierungscomputer“).

Interessant ist, daß sich die zwei o.g. Gruppen sich bezüglich ihres Umgangs mit dem Klimawandel nicht konsequent unterscheiden. Jemand, der glaubt, dass es den anthropogenen Klimawandel gibt, kann sich selbst auch teilweise als Rebell gegen Bevormundung erleben oder hält sich erst mal alles offen; jemand der nicht glaubt, dass es den (anthropogenen) Klimawandel gibt, kann sich dennoch umweltbewußt verhalten oder der Meinung sein, man müsse etwas tun. Offensichtlich spiegeln diese Einteilungen von der Oberfläche her nicht unbedingt die psychische Realität der Betroffenen wider.

Unter den Klimaskeptikern ließen sich zwei verschiedene Umgangsweisen feststellen. Die einen nannte ich „die Protest-Gruppe“, die anderen waren die, die sich vorsichtshalber „offen hielten“. Beide Gruppen waren deutlich und ausgesprochen der Meinung, dass die Rede vom Klimawandel Propaganda sei, zum Wohle der großen und einflußreichen Organisationen wie Greenpeace, die eine Plattform suchten für mehr Aufmerksamkeit und Geld. „Die reiten auf der Angst-Welle. Angst macht einen gefügig.“ Die Katastrophenszenarios seien überstrapaziert und dramatisierend.

#### Die Protest-Gruppe

Die „Protest-Gruppe“ begegnete jeglicher potentieller Einschränkung durch „die Apokalyptiker“ mit Ärger und der Selbstdefinition eines *Rebellen*.

Sie erleben sich als eher aufgeklärte Zeitgenossen, die nicht auf die Angstmache hereinfließen. Sie empfinden sich als realistisch und sachlich, die Gegenseite dafür als emotionalisiert und unsachlich. In manchen Interviews erleben die Probanden die Klimawandelgläubigen als übermächtige Gruppe, von der sie sich unterdrückt fühlen. Ein Proband war sehr erleichtert, „hier endlich mal sprechen zu können“. Man könne das ja alles sonst nicht sagen, ohne stigmatisiert zu werden, mindestens als politisch nicht korrekt. Das Interview erlebte er als Möglichkeit, sich hierüber veröffentlichen zu können. Unterdrückung empfand er durch die Fraktion der Vegetarier, der Nicht-Flieger und der Autoablehner, grundsätzlich durch die Technikfeinde. Jegliche Form der Einschränkung versuche er zu vermeiden, sagte er. Deshalb habe er auch keine Familie gegründet, habe auch keine lebenslangen Freundschaften, sondern nur lebensabschnittsweise. „Je weniger irgendwer mein Leben beeinflussen kann, desto weniger Einschränkung.“ Sich selbst erlebe er eher wie einen Journalisten oder Beobachter, außenstehend. Dieser Proband sah die Menschen als eher eigennützig, den eigenen Vorteil suchend. Folgerichtig kommt er zu dem Schluß: „Dann rottet sich

der Mensch halt aus, wen würde es stören?“

Den auch für ihn beobachtbaren Klimawandel deutet der Proband um als positiv für die Deutschen: Die BRD würde dann vielleicht als Urlaubsland genutzt, mit Sonne, es werde exotischer hier und es könnten Zitrusfrüchte angebaut werden. Keiner könne doch sagen, ob es negative Folgen geben würde, und wenn, dann punktuell: „Wenn die Malediven untergehen, ist eh nichts verloren, weil die Leute dort eh nur zum Tauchen hinfahren“.

Das Umdeuten des Klimawandels als günstig kann dann gelingen, wenn wiederum der globale Zusammenhang negiert wird und nur das eigene Land betrachtet wird, hier auch unter Ausblendung anderer Konsequenzen wie z.B. größerer Stürme, aber vor allem der Eingebundenheit in den ganzen Globus. Empathie wird verweigert, weil es an die eigenen depressiven Gefühle rühren würde, zu sehen, daß auf den Malediven Menschen ihr Zuhause haben.

Wir haben doch erst seit kurzem die Wetteraufzeichnung, die Satellitenbilder und die Dokumentation über das Klima, heißt es oft in diesen Interviews. Andere Untersuchungsmethoden wie z.B. Eiskernbohrungen werden ausgeblendet oder nicht gewußt bei ansonsten großer Aufgeklärtheit. „Ich bräuchte da Zahlen“, wird hier oft gesagt. Die Zahlen, die es gibt, zählen nicht, denn sie sind nicht sicher, und der Verdacht der Fälschung wird artikuliert. Auffällig ist das Bemühen um eine scheinbar sachliche Sprache und Sprechweise, die einer Emotionalität entbehren soll, wobei jedoch negative Affekte gegenüber den als unterdrückend gefühlten „Tätern“ deutlich spürbar werden.

Ein anderer Proband, der Klimawandel in den Medien ebenfalls als Propaganda verstand, „aber als gute (i.S. von wirksam) Propaganda“, definierte sich folgendermaßen: „Es gibt die Pro-Umwelt-Leute und die 'Scheißegal-Leute'. Ich bin bei den Scheißegal-Leuten. Wir trennen keinen Müll, ich kann nichts abrufen, was für die Umwelt spricht, außer daß ich im Winter nicht soviel heize, weil mir die Luft sonst zu trocken ist. Also das ist Bequemlichkeit und man spart Geld. Ein Pro-Umwelt-Mensch würde das Geld investieren, z.B. zu Ökostrom-Anbietern wechseln.“ Auf die Frage, welchen Grund es habe, daß er sich so negativ beschreiben würde, sagte er: „Ich bin nicht uninformiert. Ich weiß schon, welche Verhaltensweisen man verändern soll, aber tue es nicht. Bin stur. Oder rebellisch. Gegen regelkonformes Verhalten. Wenn es einen ethischen Code gibt. Bin faul. Wegen dieser Faulheit habe ich so einen negativen Begriff verwendet. Ich finde diese Organisationen wie WWF und Greenpeace sehr propagandistisch. Man bildet so eine Reaktanz dagegen. Teils, weil sie die Freiheit beschneiden wollen, teils weil sie es so machen, daß man sich wie ein schlechter Mensch fühlen soll.“

Ein anderer Proband sagte dazu: „Ich müßte mein Leben ändern und meine luxuriöse Lebensweise, z.B. Auto fahren für geringe Strecken. Das will ich nicht.“ Die Propagandisten erlebt er wie Medienstars, wie Al Gore, die Firmen unter Druck setzten.

Wieder ein anderer Proband kommentiert einige Klimawandel-Phänomene wie z.B. steigende Meeresspiegel: „Es passiert jetzt schon graduell, Tropfen für Tropfen...in Thailand sind die Fluten in den letzten 10 Jahren 10 m höher geworden, also einen Meter höher pro Jahr. Man erinnert sich nicht mehr, ob die Flut letztes Jahr bis hier oder dort war. Z.B. werden Hotels deshalb heute auf einer höheren Plattform gebaut. Wir nehmen das nicht als große Gefahr wahr, wir unternehmen ja was dagegen. Ich kümmerge mich um mein Eigentum, überlege mir einen Schutz. Einfaches Problemlösungsverhalten. Fertig...Die Knappheit von Ressourcen gibt es auch heute schon. Die neuen Generationen merken das nicht mehr, für die ist das normal.“

Diese Umgangsweise suggeriert die Beruhigung: Es ist nicht so schlimm. Der Mensch ist sehr

flexibel, findet auf alle Herausforderungen eine Antwort, die ihn überleben lässt. Ist etwas verloren, wie Land, Artenvielfalt, Ressourcen, gab es das ja schon immer, ist überdies ja bald vergessen und dann zählt es nicht mehr. Der Mensch gewöhnt sich an alles. Trauer und Verlustangst werden damit unterlaufen, für überflüssig erklärt. Alles ist gleich-gültig, was zählt, ist die Anpassung. Das Band der Geschichte wird durchtrennt, man muss sich nicht mehr verbunden fühlen mit einem Gestern und auch nicht mit einem Morgen, auf das hin man perspektivisch lebt. Die Existenz wird punktuell.

Auf die Frage, ob das Leben einmal aussterben würde durch menschliches Verhalten, sagt der Proband, einen Antagonismus aufbauend zwischen Mensch und Natur: „Nein. So mächtig sind die Menschen nicht. Die Natur ist mächtiger, die gibt es länger als den Menschen. Die überlebt und passt sich an. Menschen versuchen, die Natur zu zerstören, aber sie schaffen es einfach nicht. Wäre interessant, wenn die Rollen wechseln würden und die Natur uns das zumuten würde, was wir ihr zumuten. Ob wir das überleben würden. Glaube nicht.“

Der Proband ist selbst erstaunt darüber, daß er plötzlich „die Natur“ als einen Antagonisten betrachtet. Er meint: „Die Natur geht schon kaputt, aber wir gehen kaputter. Wenn man das sieht als Wettbewerb. Das ist nicht so. Oder doch? Ja, vielleicht doch. Wie eine natürliche Selektion, man könnte es sehen als 'Natur schlägt zurück'.“ Ihm fällt ein Film ein (The Happening, 2008), in dem Pflanzen ein Pheromon ausströmen, das Massenselbstmorde unter den Menschen auslöst.

Ich komme auf den Antagonismus später zurück, weil er in allen Interviews eine Rolle spielt. In der beschriebenen Sequenz schwankt der Proband zwischen einer in den Interviews weit verbreiteten Sicht, die die Natur als „unkaputtbar“ ansieht und einer Angst, der Mutter Erde könnte es doch einmal zu viel werden und sie schlage zurück. (Dies war eine häufig genannte Angst). In jedem Fall scheint ein Miteinander-leben nicht vereinbar. Entweder es gibt das Zerstört-werden der Natur durch den Menschen oder umgekehrt. Die depressive Position der Wiedergutmachung, der Angst vor der eigenen Zerstörungsgewalt, der Trauer scheint nicht denkbar.

Wie ein roter Faden zieht sich hier auch ein großer Glaube an die Technik durch die Interviews. Ein Proband sah die Zukunft überwiegend technisiert („Einkaufen mit Drohnen“) und setzte hierin auch die Hoffnung, größere Missstände zu beheben. Andere glaubten an die Evakuierung der Menschen auf andere Planeten. Eine Probandin erinnerte sich an eine Dokumentation, mit der sie einen evolutionären Sprung verband, den Menschen würden Kiemen wachsen, so dass sie im Wasser leben könnten auf schwimmenden Inseln.

### Sich-ein-Hintertürchen-offen-halten

Sich-ein-Hintertürchen-offen-halten wirkt entlastend und verspricht, jetzt nichts tun zu müssen, weil sich die Dinge noch nicht als offensichtlich erwiesen haben. Sich vor Augen zu halten, dass etwas unwiderruflich kippt oder nicht mehr aufzuhalten ist und etwas mit den betroffenen Menschen macht, erscheint demgegenüber zu endgültig, man selbst erlebt sich zu machtlos.

„Es gibt ja einen Klimawandel, aber den gab es schon immer, z.B. Eiszeiten. Nur wenn es ihn so gäbe, wie in den Medien verbreitet, dann müssten wir das retten, was zu retten ist. Dann würde ich meinen Platz darin sehen, weniger Auto fahren, ich müsste mich dann einfach informieren, was es gibt an Möglichkeiten der Stromgewinnung, auf Flüge verzichten oder auf Auslandsprodukte.“

„Es würde sich ein Ärger aufbauen, wenn Thema Klimawandel wieder abflaut, wie bei den früheren Katastrophenthemen, die dann gar nicht so schlimm wurden (Waldsterben, Terrorismus, ach nein, das ist ja noch aktuell)...Ich treffe eine Entscheidung mit dem Risiko, dass ich mich irre. Wenn ich

mich irre, hoffe ich, dass ich die Stärke hätte, meine Meinung zu revidieren. Denn man kann ja bis zum Ende rationalisieren. Ich glaube aber nicht, dass es mich umhauen würde. Weil ich methodisch denke.“ Auf die Frage, ob ein Irrtum etwas emotional bewirken, erwidert der Proband, „vermutlich ja, aber in sehr geringem Maß. Wenn ich davon überzeugt wäre, würde ich in die andere Richtung gehen..mir hilft der relative Vergleich mit anderen Themen: Die Radikalisierung der islamischen Welt, die Todesstrafe, Unterdrückung der Frauen, Überbevölkerung und Mangelernährung. Klimawandel ist nur ein Steinchen.“

Der hier zitierte Proband greift hier zu einem Mittel der Fragmentisierung und Isolierung. Wichtige gesellschaftspolitische Themen werden voneinander getrennt und damit auch kleiner gehalten, sie relativieren sich gegenseitig und entbehren eines Zusammenhangs, der größere Angst machen könnte als viele gleichbedeutende, aber miteinander unverbundene Themen.

In dieser Zoom-Bewegung wird nah heran gegangen, bis alles gleich groß erscheint. Es findet sich auch das Gegenteil, den Blick so weit zu distanzieren, dass Hin- und Herbewegungen keinen Unterschied mehr machen. So gibt es häufig Aussagen in den Interviews, in denen sich die Probanden gleichsam ins Weltall „beamen“ und von oben auf die Erde schauen in all ihren Zeitläufen: „Es gibt zwei Bilder, aber wir haben vom Satelliten nur ein Bild, nämlich das, wo die Polkappe am Nordpol kleiner wird in den letzten 30 Jahren. Und ich weiß halt, dass es sich immer hin- und herbewegt hat. Und wir haben über Satellit nur diese eine Information des Zurückziehens, weil wir noch nicht so lange Satelliten haben.“

Sieht man sich die Erde aus der Perspektive des Weltalls an, sieht man keine einzelnen Menschen oder Arten mehr. Durch das Argument, dass Klimawandel immer schon existiert hat, was ja stimmt, sogar in noch weit größerem Ausmaß als die meisten das vermuten, entsteht ein Gefühl der Beruhigung. Die Erde erscheint „unkaputtbar“, nicht störrisch in ihrem immergleichen runden Lauf um die Sonne und um sich selbst. Es entsteht eine Illusion von Ewigkeit, die den eigenen Tod gleichsam aufhebt. Die Erde wird zu einem unsterblichen, immer für einen da-seienden Objekt. Allerdings ist dies nicht sehr stabil, es kann schnell kippen in das Gefühl, „wir sind der Erde ja egal“ und in die Bedrohung „die Natur schlägt zurück“, wenn die Überzeugung, die Erde hielte alles aus, ins Wanken gerät. Die Überzeugung eines unsterblichen und unzerstörbaren Objekts ist am stabilsten, wenn man es sich vom Leib hält und nur aus der zeitlichen (über die Jahrtausende) oder örtlichen Entfernung betrachtet.

„Klimawandel hat es immer schon gegeben“ ist hier eine ebenso beliebte wie unbestreitbare Aussage, die zugleich Differenzierungen erschlägt, z.B. die Konsequenzen der viel größeren Emissionen heute im Vergleich zu früheren Jahrhunderten oder – wenn man den anthropogenen Klimawandel für sich ablehnt – die ungleich größeren sozialen Folgen eines wodurch auch immer hervorgerufenen Klimawandels für Milliarden Menschen heute im Vergleich zu den weitaus weniger Menschen im Mittelalter zur Zeit der „Kleinen Eiszeit“.

In den Interviews fand sich häufig auch ein Kappen des Zusammenhangs der Generationen, am meisten bei gewollt kinderlosen Männern. Die Haltung „ich erlebe das eh nicht mehr“ (dann kann es mir egal sein) schützt vor dem Schmerz, der spürbar würde, fühlte man sich verbunden. Am stärksten formulierte es ein Proband in der Frage „dann rottet sich der Mensch eben aus, na und? Wen würde es stören?“ Eben jener war es jedoch auch, der sich für die Erhaltung von originären, noch vom Menschen unberührten Naturlandschaften aussprach, die für ihn die Funktion eines Rückzugsortes hatten.

Eine Probandin, die sich ebenfalls offenhalten möchte, schwankt hin und her: „Ist da was dran? Sind das wirklich diese Kühe (Methan)? Es wandelt sich eh, das Klima, es ist nicht so eine unmittelbare Bedrohung wie bei den Atomsprengköpfen. Sind Begradigungen der Flüsse

verantwortlich für die Überschwemmungen oder der Klimawandel?“

Relativierung hilft hier, sich ein Grauen vom Leib zu halten, das mit dem Sterben zu tun hat. „Die Erde wird es noch lange geben, Millionen Jahre. Tröstlich. Dass das Universum nicht aufhört zu existieren. Ich weiß ja, daß ich und andere sterben werden. Schwieriger Gedanke...Ich würde lieber über den Börsencrash reden.“

„Wenn ich so schöne Naturaufnahmen sehe, das will ich nicht, dass das weggeht. Da kommt – Hoffen auf ein Wunder. Dass es doch nicht passiert, dass die Berechnungen nicht stimmen.“ Die Realität wird als so unbeeinflussbar empfunden, dass der Rückzug in Warten und Hoffen als einziges Mittel erscheint.

Mehrheitlich unter den „Klimagläubigen“ fanden sich drei mögliche Umgangsformen: Das Anprangern der Schuldigen, das Aktiv-werden und das Sich-Zurückziehen-in-die-Idylle. Eine vierte Umgangsform, das angst-lustvolle Kippen in die totale Zerstörung, zieht sich durch beide Lager, mal mit der Tönung von Ruhe und Frieden, mal mit der von wütender Rachsucht.

### Das Anprangern der Schuldigen

Dieses Anprangern verhilft zu einer großen Entlastung, da es klare Feindbildern konsolidiert, von denen man sich abgrenzen kann. In der Regel waren es hier „die großen Konzerne“, „die reichen Leute“ oder die „protzigen Autobesitzer“, die verurteilt wurden als Schuldige. Eigene und dann projizierte Schuldgefühle waren hier sehr deutlich ebenso wie das kämpferische „Gegenhalten“ und ein identitätsstiftender Trotz, der eine hilfreiche Haltefunktion bietet.

„Es gibt bössere Leute als andere. Ich habe auch ein Auto, will nicht morgens eine halbe Stunde früher aufstehen, oder im Regen einkaufen ohne Auto. Ein Elektroauto, wenn es besser zugänglich wäre oder im Tausch mit meinem 15 Jahre alten Auto würde ich schon nehmen. Und würde dann mehr Auto fahren....Es gibt genug Leute, die das verschulden, weil sie statt 32 Milliarden dann nur 30 Milliarden verdienen würden.... Ich fahre nur 50 km / Woche, dann will ich wenigstens die in Ruhe fahren. Das steht mir zu, ohne daß ich darüber diskutieren muss“ (wie mit ihrem Freund, der sie deshalb ständig nerve). Diese Probandin versuchte, das Problem „auszulagern“: „Man muss die Leute umsiedeln, die könnten ja in die Antarktis ziehen, da ist es ja dann warm.“ Schlimm, weil nicht leicht zu bewältigen, findet sie das Wasserproblem der Zukunft. Sie sieht voraus: „Die töten sich gegenseitig. Aber in meiner Vorstellung sind westliche Industrienationen nicht betroffen.“ Als es die Probandin emotionaler erfaßt, sucht sie die Lösung in der Devise „gleiches Los für alle“: „Ich würde hoffen, dass mir jemand sagt, was ich verändern soll, die Politiker bestimmen, dass z.B. nicht mehr Auto gefahren wird, kein Regenwald mehr abgeholzt wird, Fabriken geschlossen werden. Aber alle Politiker gemeinsam. Ich hätte kein Problem damit, kein Auto mehr zu fahren, wenn das alle beträfe. Dann müßten sich ja alle dran halten.“

Wenn also alle gleich betroffen wären und es keine Verteilungskämpfe mehr geben müßte, der Neid in der Vorstellung der Probandin nicht mehr so schmerzlich spürbar wäre, wäre eine Veränderung denkbar. Allerdings sieht sie auch die schwierige Durchsetzbarkeit einer solchen Utopie.

Eine andere Probandin war voller Wut gegen „die großen Industrienationen“ sowie die aufsteigenden Entwicklungsländer, die jetzt auch alles haben wollten, „das macht Trotz!“, ebenso wie die als parasitär erlebten „Pseudo-Ökos“: „Bio im Discounter, das ist das Sinnbild für 'ich will nur das Beste für mich, aber die anderen sind mir egal'“.

Häufig stabilisiert die Sicht auf die, die sich noch mehr rausnehmen, die eigene Position und beruhigt einerseits („ich kann mich besser fühlen, ich tu ja mehr für die Umwelt“), wie es auch andererseits legitimiert, nicht noch mehr tun zu müssen. Verzichten wird oft erlebt wie ein Verlust, der das eigene Selbst beraubt: „Ich fahr mit dem Zug, das ist teurer, dauert länger und ist nicht so

komfortabel. Es dankt einem keiner.“

Zwei Probandinnen sahen sich sozusagen doppelt geschlagen, sie nahmen sich die Welt zu Herzen, und studierten dann auch noch Psychologie: „In der Psychologie reflektiert man eh schon soviel. Es ist gesünder, nicht soviel zu reflektieren.“

Reflektion wird hier nicht betrachtet als etwas, das Erkenntnis schafft und dadurch hilft zu verdauen, sondern als Verschlimmerung eines Zustands, dem man dann noch hilfloser, weil sehenderen Auges ausgeliefert wäre, an dem nichts mehr veränderbar erscheint.

### Eigenes Aktiv-werden

Bei dieser Umgangsform wurden häufig konkrete Vorschläge gemacht: Es sollte gespart werden am Verbrauch von Papiertaschentüchern, von Strom, es sollte weniger Auto gefahren und geflogen, weniger Fleisch gegessen, weniger Müll produziert und dieser getrennt, die Regenwasserklospülung als Standard eingeführt, Reste sollten besser verwertet und alles, was möglich sei, recycelt werden, die Deutsche Bahn sollte die Preise senken und man sollte umsteigen auf Ökostrom.

„Ich bin schon Vegetarierin, ich kann mich da gut fühlen, weil ich weniger Energie verschleudere. Da hab ich ein weniger schlechtes Gewissen, weil ich ein 'ich bin aktiv-Gefühl' habe. In meinen Kreisen ist man sich einig, daß man sich sozial verhält und was dagegen tun sollte.“

Eine Probandin erzählte, daß sie Toilettenbenutzer an öffentlichen Orten ansprach, wenn ihr auffiel, dass diese zuviel Papiertaschentücher benutzten beim Händeabtrocknen. Sie erlebte sich dabei bestätigt in ihrem Ich-Ideal, nicht konventionell zu sein, andererseits kam sie damit in Konflikte, wenn sie ausgegrenzt wurde als missionarisch, überheblich oder besserwisserisch.

Häufig wurde das eigene befriedigende Gefühl, „zu den Guten zu gehören“ jedoch konterkariert durch die Ahnung, dass es alles nicht reichen würde. „Ist ja nur ein Tropfen auf den heißen Stein“, was nützt es, wenn Deutschland den Vorreiter macht wie beim Atomausstieg, aber alle anderen nicht nachziehen, war ein häufiger Tenor. Ambivalenz wurde meist eher zugelassen als bei den anderen Umgangsformen: Man tut etwas, aber es reicht nicht, dennoch kann man nicht mehr tun, als man tut. Ein Leben mit ständigem schlechtem Gewissen, das man aber noch halbwegs relativiert bekommt, wird einem Leben ohne Nachdenken vorgezogen. Es wurde dabei aber deutlich, dass es einer großen Toleranz bedarf, die vielen Paradoxien auszuhalten.

„Man stellt Biosprit her, um die CO<sub>2</sub>-Emission zu reduzieren, und dann kommt dabei raus, dass die Anbauflächen für Gemüse und Getreide für die Menschen knapp werden dadurch.“ „Die Nachfrage nach diesen Waschnüssen aus Indien ist so gestiegen, daß sie jetzt Regenwald abholzen, um dafür Monokulturen anzubauen. Etwas Gutes stellt sich sekundär als schädlich heraus. Man weiß gar nicht mehr, was man noch tun soll.“ „Die guten Organisationen wie WWF - jetzt kommt raus, sie sind korrumpiert, machen gemeinsame Sache mit den Regenwaldabholzern.“

Dennoch wird bei vielen Einkäufen genau überlegt, was noch tragbar ist und manches, was man selbst nicht für tragbar hält, was aber trotzdem sein muß, tut man trotzdem, eben manchmal, nicht immer: „Nach mir die Sintflut, ich ärgere mich, dass es die Leute nicht kümmert, auch einen selber nicht. Für 19 Euro nach Spanien fliegen, es ist schlecht, aber ich mache es trotzdem. Man macht das, was man den anderen vorwirft. Aber dann, wenn man es das nächste Mal nicht macht, fühlt man sich besser.“

Gedanken über die großen Zusammenhänge werden geäußert: „Es ist nicht der Klimawandel. Es ist eher das Große, was dahinter steht. Die Gier. Der Konsum. Die Einstellung der Menschen an sich. Vielleicht ist es gut, mal was zu reparieren, statt weg zuwerfen, dann wird es wertvoller.. Der Konsum macht auch, dass die Beziehungen austauschbar werden. Sie werden auch konsumiert.“



### Der Rückzug in die Idylle

Von vielen Probanden kam im Interview das Bild vom Bauernhof auf.

„Ich hab immer überlegt, wo ich dann bin, wenn es (der Klimawandel) hier spürbar wird, und da ist's immer schön, wo ich bin. Es wird dann keine schönen Landschaften mehr geben, weil überall Häuser sind. Außer wo ich bin, da ist's ursprünglich, ein Häuschen mit Garten, wo man sich selbst versorgen kann. Wo man vom Rest der Welt nichts mitkriegt...Nachrichtenflut, wenn die Gletscher zusammenbrechen, wenn sich die Leute gegenseitig totschießen, wenn die Flutwellen kommen, ich will später nichts mehr mit dem Chaos zu tun haben....Die Leute, die ich gern hab, sind da auch, wo ich bin. Kommunenmäßig. Abends ein Glas Wein zusammen trinken...Die Masse der Menschen ist halt dumm und wird nichts machen, bevor es zu spät ist. Die vielen kleinen Ausnahmen werden das Ruder nicht rumreißen...Was mich aufrechterhält, ist die Idee vom kleinen Bauernhof....Der Klimawandel ist so riesig, da kann ich nichts machen. Auf dem Bauernhof kann ich nichts verkehrt machen, esse selbstgemachte Marmelade, habe keine langen Transportwege.“

Eine andere Probandin:

„Als ich 12,13 Jahre war, hatte ich schon die Idee vom autarken Häuschen, von der Wasserversorgung unabhängig, selbst Energie erzeugen, mit Ziegen. ..Heute ist das der Traum vom Bauernhof mit drei Pärchen. So was Freakiges und nicht um die Welt zu retten...Solaranlage auf dem Dach und Windräder vor der Tür sind überschaubarer. Im Horror-Szenario gibt es die Kontrolle von big brother und dass alle gleich sind, alle sind hirngewaschen und es gibt keine inneren Alternativen. Vielleicht gibt es in 100 Jahren kein Buch mehr. Alles ist auf Effizienz ausgerichtet. Eine andere Version ist der Bauernhof-Entwurf....Das ist die zivilisierte Variante vom Umgang mit knappen Ressourcen.“

Eine dritte Probandin hatte sich bereits ein Häuschen auf dem Land gekauft zusammen mit anderen, „wo man was anbauen kann. Selbstversorgung, Autonomie....Ich bin interessiert am Phänomen 'Depersonalisation'. In der Natur sein, mit der Natur sein, das ist sehr tragend. Ich wollte Psychologie studieren oder Landschaftsgärtnerin werden. Wenn ich länger nicht in der Natur bin – man müßte mehr in der Natur sein.“

Wieder eine andere Probandin betont Zyklisches, das Geborgenheit bietet: „Der Zyklus, Säen, Ernten, Einmachen, Tiere aufwachsen sehen und schlachten.“

Eine Interviewte berichtete von einem schon in der Kindheit bestehenden Tagtraum, in dem sie eine große Spritze besaß, die Verbundstoffe auflösen konnte, so dass alles wieder zum ursprünglichen Grundstoff würde, dass giftige Stoffe entgiftet werden könnten und alles recyclebar würde. Ein Traum, in dem es keine störenden Reste gibt und in dem alles zum Ursprung zurückgeführt werden kann, eine Idylle der besonderen Art, in der die Welt wieder einfach gemacht wird und komplizierte Zusammenhänge aber auch -verbünde wieder getrennt werden.

Ein Klimawandelskeptiker macht sich für die Unberührbarkeit von Naturlandschaften im Gegensatz zu einer Kunstlandschaft stark. Für ihn ist die unberührte Natur ein Rückzugsort, den er im Urlaub aufsucht, „aber nur für ein paar Wochen, ich muß da in Bewegung sein, umherziehen, nichts Stationäres.“ Er empfand die Manipulationen des Menschen an der Landschaft als empörend, aber nur an der unberührten Landschaft. Hier sollte etwas konserviert werden als Quell der Erholung, was zugleich die Kultivierung, auch die Ausbeutung der restlichen Landschaft legitimierte.

Der Rückzug in die Idylle verspricht Ruhe, Frieden, Ursprünglichkeit und vielfach auch einen

quasi-familiären Zusammenhalt. Eine Kleingruppe oder auch Individuum kapselt sich ab gegen die als feindlich oder krank erlebte Welt, die diese letztlich noch aushaltbar macht.

Buchholz und Reich beschrieben dies bereits 1987 als „soziale Diffusion“. „...Die Natur (wird) durchaus als guter mütterlicher Nährboden bewußtseinsnah phantasiert, der nicht zerstört werden darf. Unbewußt allerdings ist auch hier die 'böse Mutter' – eine Abspaltung, die dem Muster der sozialen Diffusion einen oft träumerischen, romantisierten Anstrich gibt. Aggressivität und Zerstörung werden projektiv nur an den 'anderen' wahrgenommen, so daß an der Phantasie, man selbst sei mit der 'guten Mutter Natur' eins...festgehalten werden kann.“

Die abgespaltene „böse Mutter“ kommt in den Interviews zum Ausdruck in einem gewissen Unbehagen, vor allem bei den jüngeren Probanden. Wenn sie sich länger „mit der Natur“ befassen, kommt es hier zu Komplizierungen, die damit zusammenhängen, dass „die Natur“ erlebt wird als zu einsam, bedrohlich, giftig, man sei dort „zu festgelegt“, könne sich die Leute nicht aussuchen, die dort einen „begrenzten Horizont“ hätten. Die Stadt ist und bleibt für diese Probanden der letztendliche Zufluchtsort, wenn dies auch bedauert wird.

„Ich hab auch Angst, dort zu vereinsamen. Bedrohlich, dass man da so festsitzt. In der Stadt bin ich freier und ungebundener, kann mich mehr zerstreuen und woanders hingehen. Aber trotzdem will ich ein paar Wochen im Jahr in die Natur, wo es nicht kaputt ist, wo's nur von außen schön aussieht.“

„Ich bedaure, dass ich den Bezug zur Natur nicht mehr habe. Ich werde zwar ruhiger im Grünen, das ist 'ne Zeitlang ganz schön, aber als ich mal 6 Wochen am Bodensee war, wurde es Horror. Ich will gar nicht so in mich gehen. Auf dem Dorf gibt's keinen Funkempfang fürs Handy. Ich hasse auch Sonntage. Geschäfte sind zu und keiner ist auf der Straße. Ich muß das Gefühl haben, dass da draußen jemand ist. Ich kann allein sein, wenn ich das Gefühl habe, draußen ist das Leben und ich kann sofort eintauchen und 'ne Connection aufbauen. Man ist gestreßt und geschützt.“

Funkempfang wird dort dringend benötigt, wo die Verbindung mit sich selbst und der Welt abgerissen ist und sich der Mensch in dieser „gottverlassenen“ Natur fühlt wie ein verlassener Säugling. Funkempfang fungiert wie eine verlängerte Nabelschnur.

Die Stadt erscheint haltgebend, einen nie allein lassend, zugleich jedoch macht sie einen zum Gejagten: „Ich komme aus einer miesigen Kleinstadt, hab mich zu Tode gelangweilt. Ich habe gern Input. Ich bin schon 29. Ich lerne gern und je mehr man lernt, desto mehr möchte man wissen. Ich hab keine Zeit. Erwachsenwerden – man verändert sich, wenn man erwachsen wird, man lernt mehr die Schattenseiten kennen. Es wird nicht mehr alles schöner.“

Erwachsenwerden bedeutet für diese Generation, vielleicht viel mehr noch als für vorangegangene Generationen, eine Talfahrt, die umso schlimmer erscheint, als Erwachsenwerden offenbar im Ideal ein Wachstum ohne Ende bedeutet hat. Einen ähnlich paradiesischen Wunsch spricht eine andere Probandin an: „Ich wünsch mir die Leute von der Stadt ins Dorf“.

Die Stadt soll vor einer einsam zurücklassenden Mutter, die teils als giftig, teils als beängstigend „zurückschlagend“ phantasiert wird schützen – zugleich „streßt“ sie einen und dann wünscht man sich Ruhe. Soll einen die Ruhe auf dem Land retten, kommt man dort um wegen „des begrenzten Horizonts“ der anderen, wird zu sehr festgelegt und wünscht sich dann die Stadt herbei, zumindest in Teilen.

### Die Beschwörung der Apokalypse

Die Beschwörung der Apokalypse zieht sich durch alle Lager hindurch. Sie ist in den Interviews begleitet von Entsetzen und Angst wie auch von Lust und Genugtuung. Alle Wut über Ungerechtigkeit, ungleiche Verteilung der Güter, die Freiheit des anderen und der eigenen begrenzten Mittel findet hier ihren Niederschlag, aber auch schwerste Schuldgefühle, die zur Idee führen, der Mensch habe es nicht anders verdient.

„Ich habe eher Trauer über das Verschwinden der Tiere, nicht so sehr der Menschen. Die Tiere werden von uns aufgeessen, gequält, diese ölverschmierten Vögel von der letzten Ölpest. Menschen, die vertrieben werden und hungern, tun mir auch leid... Vielleicht ist es besser so, wenn wir verschwinden, Menschen sind doof. Ist die Frage, ob uns jemand großartig vermissen würde.“

Der schon zitierte Proband: „Dann rottet sich der Mensch halt aus, wen würde es stören?“

Eine andere Probandin erinnert sich an eine Begegnung, die sie erschrocken und die sie nie vergessen hat: „Auf einer Zugfahrt mehrere Jahre her habe ich einen Mann Anfang 20 getroffen, wir haben über Klimawandel geredet. Er sagte, ist doch egal, soll es halt so sein. Wenn wir die Welt kaputtgemacht haben, dann gibt es ja noch das Universum, dann halt ohne den Menschen. Dann wird sich alles fügen, wie es sein soll. Wenn man so denkt, das ist eine verführerische Perspektive, die einen der Verantwortung entheben kann. Was hat dann noch Bedeutung? Dann ist auch alles gerechtfertigt, dann kann man Profite scheffeln, Menschenrechte mißachten, nach mir die Sintflut.“

„Die tipping-points, die machen mir richtig Angst, das will ich nicht haben. Wie bei der Titanic, wo der Typ kommt und sagt, 'sie wird sinken, egal, was wir machen'. Todesangst, aber vorher schlimmer, als wenn's vorbei ist. Vorher, das hat was von 'nem schleichenden Untergang. Die Flutwelle, das ist nach ein paar Minuten vorbei, aber z.B. wenn man weiß, die Sonne wird dich verstrahlen und es gibt keinen Schutz, es ist nicht umkehrbar, das ist das Schlimmste.“

## **Zeit, Endlichkeit und Generativität**

In allen Interviews ließ sich in irgend einer Weise eine Beschäftigung mit der Zeit und damit der Endlichkeit finden, des einzelnen, aber auch des Kollektivs.

Während manche Probanden sich zum eigenen Schutz eine Verbindung mit dem Zeitstrom vom Leib hielten, kam bei anderen große Trauer auf. Aber die meisten Probanden klagten, wie schwierig es ist, jetzt etwas zu tun, auf etwas zu verzichten, für etwas zu kämpfen, was sich – wenn überhaupt – erst Jahrzehnte später positiv auswirken wird, so wie sich überhaupt auch erst Klimawandelfolgen hier noch nicht als „wirklich schlimm“ ausmachen lassen, wie es ein Proband formulierte.

„...die sind es ja dann gewohnt so. Kennen es gar nicht mehr anders“. Dieses bereits genannte Zitat zerreißt das Generationenband und jegliche Verbindung zwischen sich und den Nachkommen. Dass etwas weitergegeben wird, scheint fast schmerzlich und muß deshalb vermieden werden. Die männlichen Probanden lehnten entsprechend auch Familiengründung ab als zu einschränkend. Ein ganzes Genre beschäftigt sich mit dem Zerreißen der Generationenbande: In der Science-fiction-Literatur existiert das Wissen der früheren Generationen nur noch als mythisches Halbwissen (früher, als es noch Bäume gab oder freien Himmel statt der schützenden Kuppel).

„Von außen ist eine Apokalypse vorstellbar. Es ist nicht vorstellbar, dass ich so leben würde. Eher wie im Geschichtsbuch lesbar. Es betrifft mich dann nicht mehr und meine Kinder und Enkel und Urenkel auch nicht. Nachdem ich tot bin noch 2-3 Generationen. Wenn ich wüßte, es betrifft die, würde mich das stören, danach nicht mehr. Nicht mehr persönlich, die haben nichts mehr mit mir zu

tun... Wenn man jetzt nichts tut, und meine Enkel deshalb nicht mehr leben könnten, dann wäre ich bereiter, selber etwas dafür zu tun und würde mehr drauf drängen.“

“...Die Erde wird wieder bewohnbar sein, aber nicht sofort und überall. Gab's ja auch schon mal. Reversibilität, die für uns nicht real ist, weil es 100 Millionen Jahre später ist. Das ist nicht so richtig tröstlich, weil da ist ja gar nichts mehr von mir, da kann es ja auch egal sein. Aber auch: Wenn niemand mehr da ist, der sagen kann, was wir falsch gemacht haben, dann wiederholt es sich von Null bis jetzt vielleicht.“

„Es wäre traurig, wenn ich das miterleben müßte, daß es schlimm wird, wenn ich den Kindern und Enkeln erzählen müßte, wir wußten es und haben nichts dagegen getan.“

„Jeder denkt, ich krieg das eh nicht mehr mit, was später passiert. Sonst wären wir mehr mit dem Überleben als Spezies beschäftigt. Was wird aus den Generationen danach?“

„Ich habe Angst um meinen Sohn. Trauer, dass die Welt so kaputtgemacht wird. Deswegen die Abwehr. Wie ist das, wenn die Menschen weg sind? Wie ist das, wenn man Wissen weitergibt und nicht weiß, ob es ankommt? Ich habe gehört, es gibt eine eigene Disziplin, die sich mit der Frage beschäftigt, welche Icons später, nach 500.000 Jahren weitergegeben werden können mit der Information, hier nicht zu graben, weil hier Atommüll liegt, mit welchen Bildern, mit welchen Zeichen kann das einer Menschheit nach 500.000 Jahren klar gemacht werden? Wahrscheinlich geht man davon aus, dass die Erde eh vorher von was anderem kaputtgemacht wird.“

Eine Probandin entwickelte im Interview eine Hypothese zum Generationenkampf. Nachdem sie sich im Gespräch an längst verschollene Wünsche an eine gute Welt aus der Pubertät erinnert hatte und an Ideale, aber auch an den großen Schmerz, mit ihren Idealen nicht ernstgenommen zu werden, sagte sie:

„Kinder wollen etwas Gutes in die Welt tragen. Jede ältere Generation muß verhindern, daß die Kinder etwas besser machen als sie, weil sie das an ihren eigenen Schmerz der vergessenen Ideale erinnern würde. Die Pläne für Hybrid-Autos oder Elektroautos liegen schon seit Jahrzehnten in den Schubladen. Oder AKW's waren wissentlich ein riskantes Unternehmen. Wie lange mußte die ökologische Landwirtschaft darum kämpfen, bis sie seriös war....Das ist ein wilder Zusammenhang, ja. Aber warum sollte man das Wissen sonst bekämpfen, wenn nicht zur Schmerzvermeidung.“

Die Probandin spricht hier einen Zusammenhang an, der die **Verbindung zwischen den Generationen beschreibt und die Abwehr von Schmerz über ein verlorenes Paradies. Hierbei geht es nicht nur um den Klimawandel, sondern generell um die sorgende Verantwortung für das Miteinander auch in der Zukunft.**

Das Zerreißen von Verbindungen (Bions „attacks on linking“) findet sich auch in der Sprache „über die Natur“ als einem „äußeren“. Fast alle Probanden sprachen von der Natur als einem „äußeren“. Niemand beschrieb den Menschen als Natur, wenige als in der Natur, in der Mit-Welt stehend, sie prägend und von ihr geprägt seiend. Stattdessen wird sie häufig begriffen als eine Art Wellness-Reservat, in das man sich zurückziehen kann zur Erholung.

„Die Menschen sind halt so. Aber es gibt ja den Ansatz „Zurück zur Natur“. Daß die Menschen sich wieder mehr verbunden fühlen mit der Natur, daß man überhaupt weiß, was man schützen muß. Die Natur ist *menschenleer*. Aber alle wollen das in ihrem Urlaub, deshalb gibt es immer weniger solche Plätze.“

„Ich hab mehr Bezug zum Menschen und zu menschlichem Leid als zur Natur, wenn Natur leidet.“

„Besonders für die Tiere ist es schlimm, die sind ja auf die Natur angewiesen.“  
Der selbstverständliche Gebrauch der Spaltung von Natur und Mensch scheint uns zu schützen vor einer besonders angsterregenden Ahnung, wir selbst könnten ebenfalls angewiesen und abhängig sein „von der Natur“. Spürbar wird das dann, wenn sie erlebt wird als rachsüchtig, zurückschlagend, katastrophisch. Das wird ausnahmslos in Zusammenhang gebracht mit eigener Schuld, die abgewehrt werden muß. Sterben der Artenvielfalt wird entsprechend von vielen Probanden als „schade“ empfunden, etwa so wie es bedauernswert erscheint, wenn eine schöne Landschaft dem Straßenbau weichen muß. Dass wir am Ende der Kette stehen mit unserer Abhängigkeit von der Nahrung ist nicht präsent, obwohl wir es alle wissen.

Erika Krejci hat auf die weite Verbreitung und den Charakter der „Verrücktheit“ der Ich-Spaltung hingewiesen („Freuds 'Ich-Spaltung im Abwehrvorgang' und die Erweiterung des Neurosenmodells“ Psyche Januar 2011): „Das gemeinsame Wirken von Spaltung, Verleugnung, Projektion und Verdrängung bildet eine rigide Abwehrstruktur gegen überwältigende Ängste, die schwer zu beeinflussen ist. Die Vorstellungen von Übertragung und Verdrängung als Konzepte, die zunächst einmal dem ödipalen Strukturniveau zugehören, können dazu verführen, die „Verrücktheit“ dieser Verhältnisse zu verschleiern....Deutendes Verstehen im klassischen Sinne ist angezeigt, wo ein Verdrängungswiderstand aufgelöst werden soll, jedoch nicht, jedenfalls nicht primär, wo es um die anders geartete Integration bei einer Ichspaltung geht....neben den Indizien für Verdrängtes gibt es andere Indizien für die Existenz einer mehr oder weniger primitiven Form von Ablehnung jeder Bezogenheit und Bedeutungserteilung...“ Zur Ich-Spaltung führt sie weiter aus: „Die Ichspaltung ist eine Notlösung, die vermutlich aus einer gegen das Selbst gewandten Aggression in einer katastrophal bedrohlichen Situation entsteht... Das Ich rettet sich durch Selbstbeschädigung vor völliger Desintegration, was mit einer Verleugnung der traumatischen Erfahrung einhergeht...Die Verleugnung ist mit der Weigerung des Rest-Ichs verbunden, zukünftig von dieser Erfahrung und ihren Folgen Kenntnis zu nehmen, da mit dem Bewußtwerden dieses abgespaltenen Überichs das Wiederaufleben der traumatischen Angst verknüpft wäre....Wo Verleugnung ist, herrscht der Primärprozess...Der Mechanismus der Spaltung unterliegt selbst der Verdrängung. Neurotische und psychotische Mechanismen sind also nebeneinander wirksam.“

Was bedeutet dies nun für die Menschen, die diese Mechanismen benutzen? „Eine rationalisierende Verwendung der Sprache, die nicht emotionale Verbindungen herstellt, sondern deren Isolierung und der Verleugnung ihrer emotionalen Bedeutsamkeit dient, ist ein häufiges Indiz oder Anzeichen für eine Ich-Spaltung. Die Konzentration der Gefühle auf ein Objekt wird von solchen Patienten angstvoll vermieden. Patienten mit Ich-Spaltungen sind Patienten, die unbewusst überwältigend viel Angst vor Bezogenheit haben, ohne diese Angst erleben zu können.“

Inwiefern diese Spaltungen zu *kollektiven* Denkstörungen führen, erläutert Joseph Dodds in „Psychoanalysis and ecology at the edge of chaos“. Er zitiert Freud, der sich beschäftigt hat mit dem Aushalten unvereinbarer Widersprüche im Beispiel des geliehenen Teekessels: Einem Mann wird vorgehalten, er solle einen ausgeliehenen Teekessel ersetzen, den er beschädigt wiedergegeben habe. Er weigert sich und argumentiert wie folgt: 1. Als ich ihn zurückgegeben habe, war er in Ordnung. 2. Das Loch war schon drin, als ich ihn ausgeliehen habe. 3. Ich habe ihn gar nicht ausgeliehen. Genauso argumentieren wir: Klimawandel findet gar nicht statt. Es ist nicht meine Schuld, sondern die der Industrien (der Politiker). Man kann eh nichts dagegen tun, also machen wir weiter wie bisher.

In den durchgeführten Interviews lassen sich Widersprüche wie diese in jedem einzelnen finden, bei den Klimagläubigen bewegen sie sich zwischen „ich kann nichts daran ändern“ und „die Politiker

sind schuld“, was auch relativ stabil ist, weil es jeweils einen wahren Kern enthält. Die Motive für die jeweiligen Argumente liegen jedoch im Ausmaß von Angst und Unlust, die freigesetzt werden bei der näheren Beschäftigung mit dem Thema.

## **Zusammenfassung**

Die Interviews zeugen in ihrer Gesamtheit von großer Ratlosigkeit und überwältigenden Schuld- und Resignationsgefühlen, die abgewehrt werden müssen, teils auch mittels der scheinbaren Akzeptanz der Tatsache, dass der Mensch eben so sei (nur den eigenen Vorteil suchend). Teilweise kamen sie zum Ausdruck in Trauer und Tränen, was dann als wohltuend empfunden wurde. Die Hilflosigkeit, das Gefühl, „ja doch nichts tun zu können“ zusammen mit der als realistisch erlebten Aussicht, dass die Politiker ja auch nichts tun würden, obwohl sie – gefühlt – doch so dringend etwas tun müssten, bestätigt hier die Befunde von Renee Lertzman, die von einer Apathie spricht, die vor den unbewußt / vorbewußt vorhandenen extrem schmerzlichen Gefühlen schützt.

Sally Weintrobe hatte auf der Londoner Tagung auf die zunehmend raumgreifenden Mechanismen eines wildgewordenen Kapitalismus, der das Denken im Konsumismus ertränkt, aufmerksam gemacht. Interessant fand ich in meinen Interviews, dass sich vor allem die jüngeren Probanden gefesselt fühlten an ihre elektronischen Geräte, an die „schützenden und stressenden“ Möglichkeiten der Großstadt, zugleich aber die Abhängigkeit vom Konsum heftig beklagend, der vor einer gefühlten Leere und Orientierungslosigkeit retten sollte. Die Probanden fühlten einen Zusammenhang zwischen Müll, Umweltzerstörung, Überfluß, erodierenden und austauschbar werdenden Beziehungen, Kapitalismus und der empfundenen Leere und Perspektivlosigkeit sowie Langeweile, teilweise ohne dies so klar benennen zu können. Der Klimawandel ist hier zu sehen als „nur“ das drängendste Symptom einer aus den Fugen geratenen Zivilisation.

Was kann uns also retten? Der Psychiater Felix Guattari benannte drei Ökologien, die nur gemeinsam eine Wandlung erzielen könnten: Die Ökologie des Geistes, der Natur und der sozialen Beziehungen.

John Steiner brachte es auf der Tagung in London auf den Punkt, was denn Psychoanalytikern noch zu tun bliebe: Aufdecken und Benennen der destruktiven Kräfte in Gesellschaft, Politik und im Einzelnen auch ohne die Wahrscheinlichkeit, in politisches Handeln mündendes Gehör zu finden.

## **Literatur**

Behringer, Wolfgang: Kulturgeschichte des Klimas, München 2007

Buchholz, Michael / Reich, Günter: Panikbedarf und Panikverarbeitung, Psyche Juli 1987

Dodds, Joseph: Psychoanalysis and ecology at the edge of chaos, Hove und New York, 2011

Freud, Sigmund: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens, 1911, GW Bd 8, Fft./M. 1999

Krejci, Erika: Freuds 'Ich-Spaltung im Abwehrvorgang' und die Erweiterung des Neurosenmodells, Psyche Januar 2011

Lertzman, Renee: The myth of apathy, unveröff. Vortrag, gehalten auf der Tagung „Engaging in climate change – psychoanalytical perspectives“, 16./17. Oktober 2010 in London

Guattari, Felix: Die drei Ökologien, Wien 1994

Weintrobe, Sally: On the love of Nature and on Human Nature, unveröff. Vortrag der Tagung „Engaging in climate change – psychoanalytical perspectives“, 16./17. Oktober 2010 in London